

**Bernd Fichtner**

**KUNST UND DAS PROBLEM DER INTERDISZIPLINARITÄT  
WISSENSCHAFTLICHEN WISSENS<sup>1</sup>**

**- ein Essay –**

Vor über 2000 Jahren verunsichert Sokrates die Bürger Athens mit der Behauptung, die Kunst sei nur ein Spiegel. Ironisch schlägt er ihnen vor, anstelle der mühseligen Arbeit der Kunst doch gleich einen Spiegel selbst zu benutzen. Man könne ihn überall herumtragen und so die Sonne machen und das, was am Himmel ist, dann die Erde und sich selbst, die Tiere und die Pflanzen und all die Dinge, die es eben gibt.

Diese Ansicht wird sehr schnell zu einem äußerst wirkungsvollen Topos: Die Dichter lügen, die Kunst sei Nachahmung, Illusion, und Täuschung. Kunst sei bloßer Schein, ein Spiegel- insgesamt ein schöner, aber letztlich überflüssiger Luxus, den eine Gesellschaft sich leistet, wenn sie es denn will.

Spiegel haben jedoch eine bemerkenswerte Eigenschaft. Es sind in ihnen Dinge zu sehen, die wir ohne sie nicht sehen können: nämlich uns selbst.

Wenn wir Musik hören, ein Bild anschauen, eine Plastik erfassen, schauen wir uns selbst an. Kunstwerke wissen etwas von uns, was wir selbst nicht wissen. Das eigentliche Sujet der Kunst sind wir selbst. Meine zentrale Ausgangsthese lautet:

**Kunst ist ein einzigartiges Instrument der Entwicklung von Wissen über uns selbst und zugleich über die Wirklichkeit, in der wir leben. Gerade deshalb enthält sie ein einzigartiges Potential für die Thematisierung und Bearbeitung aktueller Probleme der Interdisziplinarität.**

Auf den ersten Blick mag diese These irritieren, unsinnig und abwegig erscheinen, wenn man Interdisziplinarität als "innere Angelegenheit" der Wissenschaften auffaßt. Kunst habe hier nichts zu suchen, sie stehe nur im Weg. Man kann aber Interdisziplinarität auch ganz anders verstehen, nicht als "innere", sondern als "äußere" Angelegenheit wissenschaftlichen Wissens. Dann ergeben sich überraschen Verbindungen zur Kunst. Diese möchte ich möchte entfalten und diskutierbar machen, indem ich versuche, zwei Fragen nachzugehen: Was ist das Problem der Interdisziplinarität und welches Potential enthält die Kunst für eine Thematisierung und Bearbeitung dieses Problems?

---

<sup>1</sup> In: U. Buchmann, E. Diezemann (Hrsg.): Subjektentwicklung und Sozialraumgestaltung als Entwicklungsaufgabe: Szenarien einer transdisziplinären Realutopie. Frankfurt/M 2013; 227-2238.

## 1. Das Problem der Interdisziplinarität

Die Entwicklung der modernen wissenschaftlichen Disziplinen verläuft in zwei entgegengesetzten Prozessen; man kann sie als Spezialisierung und als Integration beschreiben.

Die Spezialisierung vollzieht sich als Aufsplitterung und Aufteilung alter traditioneller Disziplinen gleichsam naturwüchsig. Die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen oder Teildisziplinen entwickeln sich mit einer ungemeinen Dynamik, verselbständigen sich dabei und grenzen sich immer mehr voneinander ab. Ein Gesamtzusammenhang wissenschaftlichen Wissens, die Grundlage eines wissenschaftlichen Weltbildes wird mehr und mehr fragwürdig. Die Integration schafft große Probleme.

Seit Anfang der sechziger Jahre taucht der Begriff "interdisziplinär" auf und signalisiert zunächst ein Postulat der Organisation der Forschung. Aber schon bald thematisiert er ein bestimmtes Verständnis von Wissenschaft als Problem der Integration. Wie kann eine Einheit der vielfältigen disziplinären Formen realisiert werden, die eine Grundlage für die Verständigung über den Sinn von Wissenschaft.

Neben den institutionellen und psychologischen Barrieren scheinen der interdisziplinäre Zusammenarbeit vor allem Sprachbarrieren im Weg zu stehen. Interdisziplinarität bedeutet in diesem Diskurs die Notwendigkeit der Konstruktion einer "Grundsprache, die unter allen Fachsprachen liegt, ferner die Realisierbarkeit einer Meta-Sprache für das Gespräch zwischen den Disziplinen als eine Ebene, auf der die einzelnen Disziplinen sich aufeinander beziehen können.

Interdisziplinarität stellt hier ein Problem der Kommunikation, ein sprachliches Problem, ein Problem der Verständigung dar, kurz eine "innere" Angelegenheit der Wissenschaften selbst.

Diese herrschende Auffassung halte ich für problematisch. Die Notwendigkeit von Interdisziplinarität ist eine "äußere" Angelegenheit der Wissenschaften selbst. Interdisziplinarität als Erfordernis ist ein Symptom für eine dramatische Veränderung des Wissens und seiner sozialen Funktionen in unserer Gegenwart. Worin besteht nun eine solche Veränderung? Im öffentlichen Bewusstsein finden wir zwei entgegengesetzte Antworten auf diese Frage.

Für eine technokratische Einstellung ist die Anwendung des Wissens eine technische, lineare, mehr oder weniger unmittelbare Übersetzung, die durch einen naiven Fortschrittsoptimismus getragen und gesteuert wird und auf vollständige Machbarkeit, Steuerbarkeit und Beherrschung zielt.

Einer kulturpessimistischen Einstellung stellen sich die Veränderungen der sozialen Funktionen vor allem negativ dar. In dieser Sicht löst sich gegenwärtig der Zusammenhang von Alltagswissen, technischem und wissenschaftlichem Wissen auf. Wissenschaftliches Wissen durchdringt in Form von Technik immer mehr unseren gesamten Alltag, zugleich wird es in seiner Bedeutung für unser Bild von der Welt, für unsere Weltanschauung zunehmend irrelevanter. Wir verwandeln die Welt in eine Welt von Produkten, was zu einer Verdinglichung der Beziehungen zwischen den Menschen führt. Den Individuen wird dabei ihre äußere Welt immer fremder und ihre innere immer leerer.

Gegenüber diesen beiden Positionen möchte ich eine Alternative skizzieren: Die Veränderung der sozialen Funktion des Wissens besteht darin, dass Wissen in einem bisher nicht gekanntem Umfang für die gesamte Gesellschaft praxisrelevant wird. Interdisziplinarität ist ein Problem der Anwendung von Wissen, vor allem von wissenschaftlichem Wissen in der gesellschaftlichen Praxis. Interdisziplinarität, die Notwendigkeit der Integration unterschiedlicher Wissensformen rührt daher, dass Wissen in neuer Qualität auf Gesellschaft insgesamt bezogen wird. Dabei verändern sich gegenwärtig unsere Beziehungen zum Wissen und so unsere Auffassung vom Wissen selbst.

Bedingt durch die neuen Technologien, besonders durch den Computer, erleben wir unmittelbar vor unseren Augen eine epistemologische Revolution. Wir erleben auf der einen Seite eine zunehmende Theoretisierung des Wissens und auf der anderen Seite eine bisher in diesem Ausmaß und in dieser Qualität nicht gekannte Erweiterung der Anwendungsbereiche des Wissens.

Wissen wird nicht irgendwie abstrakter, sondern immer allgemeiner. Wissen wird nicht zunehmend formalistischer, sondern immer formaler. Um es mit einem Bilde auszudrücken: Wissen gleicht immer weniger einem Ort zum Verweilen als einer Tür, durch die man hindurchgeht, ohne genau zu wissen, wohin sie führt. Wissen erhält immer mehr die Qualität eines offenen Mittels, das erst in der gesellschaftlichen Anwendung seine Bedeutung und seinen Inhalt erhält.

Der Alltagsverstand geht davon aus, dass Wissen aus einer möglichst direkten Beschreibung der jeweiligen Wirklichkeits- und Erfahrungsbereiche resultiert. Der Alltagsverstand glaubt so an eine feste Relation zwischen Form und Bedeutung. Demgegenüber meint Theoretisierung des Wissens, dass Wissen zunächst und primär als Form, als ein Zusammenhang formaler Elemente gegeben ist. Erst indem ich diese formalen Elemente auf eine Realität beziehe, entsteht so etwas wie Bedeutung, wie Inhalt.

Auf der anderen Seite steigert der Computer ganz neue Formen experimentellen Praxis durch Simulation. Dies hat eine bisher nicht gekannte Erweiterung der Anwendungsbereiche von Wissen zur Folge. Neben der Eigenständigkeit des Theore-

tischen erhält so auch die Eigenständigkeit der Anwendungen, der effektiven Operationen, der Praxis eine neue Qualität.

Interdisziplinarität ist also eine "äußere" Angelegenheit der Wissenschaften; sie ergibt sich aus einer umfassenden Veränderung des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft. Die Integration unterschiedlicher Wissensformen ist ein Erfordernis der Praxis. Diese Integration ist in der Praxis selbst zu vollziehen, sie vollzieht sich aber offensichtlich nicht automatisch und mechanisch. Sie stellt ganz neue Erfordernisse und Ansprüche an die Subjekte dieser Integration, an die Praktiker.

Mit einem Beispiel möchte ich dies veranschaulichen.

Die Praxis des Unterrichtens stellt für die Lehrerin und den Lehrer eine zugespitzte Situation dar mit drängenden praktischen Anforderungen und der Notwendigkeit rascher Wirkungen; Unterrichten ist eine Situation eines permanenten Zwanges, Entscheidungen zu treffen. Genau in der einzelnen Entscheidung des Praktikers findet nun eine Integration von sehr unterschiedlichen, zum Teil gegensätzlichen Wissensformen statt. In einer bestimmten Entscheidung des Lehrers in einer Mathematik-Stunde findet sich eine fachwissenschaftliche Dimension, ferner psychologisches Wissen über den einzelnen Schüler und die Situation der Klasse, sowie organisations-soziologisches Wissen über den Kontext von Schule und Unterricht noch vielen andere Wissensformen.

Für der Praktiker ergibt sich dabei die quasi paradoxe Situation, dass sein Wissen gleichzeitig auf der allgemeinsten und auf der konkretesten Ebene angesiedelt sein muss.

Praktiker brauchen so etwas wie "Wissen über das Wissen" oder meta-theoretisches Wissen. Es ist sehr genau abzugrenzen gegenüber dem theoretischen Wissen. Etwa für den Lehrer und Lehrerin sind dies das mathematische Wissen, das psychologische, das pädagogische und soziologische Wissen. Ferner ist meta-theoretisches Wissen abzugrenzen gegenüber dem Regelwissen, das direkt aus der Erfahrung, aus der praktischen Situation herkommt.

Der Philosoph Kant hat in seiner Schrift "Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis" (1733) ein Modell eines solchen "Meta-wissens" entwickelt

Praxis und Theorie sind für Kant verschiedene Größen, die sich nicht einfach und unmittelbar integrieren lassen. Theorie ist für ihn der Inbegriff des Allgemeinen, das vom Besonderen der in der Praxis auftretenden Fälle absieht. Praxis ist für ihn jedoch nicht beliebige Tätigkeit als "Hantierung", sondern nur eine solche, die der Verwirklichung des Prinzipiellen, das in der Theorie ausgedrückt wird, dient. Praxis ist in diesem Sinn immer theorie-orientiert. Jeder Praktiker braucht jedoch wesentlich mehr als Theorie. Dies ist die Urteilskraft.

Bei Kant glaubt der "Ignorant" durch "bloßes Herumtappen in Versuchen und Erfahrungen" weiterzukommen, ohne die Prinzipien zu beachten, die ihn die Theorie lehrt. Außerdem reflektiert er nicht den systematischen Zusammenhang seiner Praxis. Schlimmer steht es jedoch mit dem "Klügling", der wohl den Wert der Theorie anerkennt, sie lasse sich gut hören, sei für die Praxis jedoch von keiner Relevanz.

Dieser Kantischen Fassung kann man den Hinweis einer notwendigen Trennung der Ebenen von Theorie und Praxis entnehmen. Statt rhetorisch postulierter Einheit, unvermittelter Integration kommt es auf interne Differenzierung beider Seiten an. Ferner stellt die Figur der "Urteilkraft" als selbständige Instanz dar, die nicht in Theorie aufgeht und sich nicht auf Praxis reduzieren lässt.

Sie macht deutlich, dass Wirklichkeit und Komplexität der Praxis nie vollständig in Gesetze, theoretische Aussagen und ähnliches aufgeht. Probleme der Praxis können nie mit Theorie gleichsam zugedeckt und abgedeckt werden. Theoretische Aussagen lassen sich nie unmittelbar auf Realität beziehen und für die Praxis nie automatisch in Problemlösungen umsetzen.

Aussagen der Theorie sind für den Praktiker immer in relativer Distanz auf dem Boden der eigenen Erfahrungen zu handhaben. Theoretisches, wissenschaftliches Wissen dient dazu, dem eigenen Vorgehen eine Struktur zu verleihen, dient als Perspektive. Sie erlaubt, die eigenen Erfahrungen in einer bestimmten Weise zu sehen und sie auf Möglichkeiten ihrer Entwicklung zu befragen.

Die Art und Weise der Anwendung von theoretischen, wissenschaftlichen Wissen ergibt sich nie aus der Theorie selbst, ebenso wenig enthalten praktische Probleme schon die Methoden ihrer Lösung. Deshalb braucht der Praktiker so etwas wie "Urteilkraft." Theorien und Begriffe wissenschaftlichen Wissen anwenden heißt dann nicht mehr, mit ihrer Hilfe über eine Realität nachzudenken, sondern in den entsprechenden Begriffen und Theorien zu sehen, zu denken und vor allem zu handeln.

Man könnte hiernach die "Urteilkraft" als ein Modell für die Interdisziplinarität verstehen. Der Praktiker muß zugleich der höchste Fachmann seines Gebietes sein, d.h. er muß wie z.B. der Lehrer pädagogisch-psychologisch bezüglich seiner Fachwissenschaft ein viel besseres Verständnis haben als es möglicherweise ein ganz normaler Wissenschaftler hat, und er muß zugleich das größte handwerkliche Können, d.h. allgemeine Regeln für bestimmte spezifische konkrete Situationen beherrschen.

Wir wissen sehr wenig darüber, wie sich bei Praktikern ein solches Modell herausbildet, vor allem wie und unter welchen Bedingungen sich jene Sicherheit entwickelt, die eine Integration von unterschiedlichen Wissensformen, als Interdisziplinarität ermöglicht und gewährleistet. Beobachtet und befragt man Praktiker so kommen immer ästhetische Aspekte, ästhetische Dimensionen ins Spiel wie "Intuition", ein "qualitatives Sehen"

oder die "Einheit Distanz und Engagement" und vieles andere mehr. Dies führt zu meiner zweiten Frage.

## **2. DAS POTENTIAL DER KUNST FÜR EINE THEMATISIERUNG UND BEARBEITUNG DES PROBLEMS DER INTERDISZIPLINARITÄT**

Interdisziplinarität ist nicht reduzierbar auf ein Kommunikationsproblem, also auf ein formales Problem der Verständigung unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen.

Interdisziplinarität ist eine Antwort auf ein neues Problem, das sich aus der "Anwendung" wissenschaftlichen Wissens in der gesellschaftlichen Praxis ergibt. Dieses "Anwendungsproblem" erhält in unserer Gegenwart eine neue Qualität, Schärfe und Dringlichkeit. Diese neue Qualität ist bedingt durch eine umfassende Veränderung der sozialen Funktion von Wissen. Die Komplexität einer jeden gesellschaftlichen Praxis erfordert und erzwingt in zunehmendem Maße, vielfältige und unterschiedliche Wissensformen aufeinander zu beziehen und sie bei der Lösung von Problemen zu integrieren.

Integration meint hier einen Prozeß, der vor allem gegensätzliche Momente auf einander bezieht, Subjektives und Objektives, praktische Regeln und hoch-allgemeine Theorie, Engagement und Distanz. Die Figur der "Urteilkraft" kann als ein Modell dieser gegensätzlichen und zugleich komplementären Momente verstanden.

Von hier aus ergibt sich für mich ein überraschende Aktualität der Kunst, vor allem der Modernen Kunst. In den Kunstwerken liegt jene Souveränität ausgearbeitet vor, welche die Interdisziplinarität erfordert.

Für mich stellen Kunstwerke materialisierte Modelle von "Urteilkraft" dar. Diesen Zusammenhang möchte ich entwickeln, indem ich die Struktur von Kunstwerken kurz skizziere. Ich tue dies nicht in einer Perspektive der traditionellen Philosophie der Kunst oder einer Theorie der Ästhetik, sondern in einer **epistemologischen** Perspektive. In dieser Sichtweise ist Kunst eine ganz spezifische Form oder genauer ein Mittel, das eine **Synthese** der vielfältigen Wissensformen darstellt, eine Synthese, die nicht reduzierbar ist auf soziologisches, psychologisches oder andere diskursive Wissensformen. Als Synthese des Wissens über die Welt, in der ich lebe, stellt sie **zugleich** ein Mittel dar, über das ich etwas von mir selbst erfahre.

Kunstwerke sind Metaphern. Jedes Kunstwerk hat die spezifische Struktur einer Metapher; In ihm ist die menschlichen Fähigkeit, etwas als etwas zu sehen, buchstäblich

verkörpert. Alle Dimensionen, die ich im folgenden als Aspekte der Metapher vorstelle, sind also als Dimensionen des Kunstwerkes zu "lesen".

Die Metapher "Die Nacht ist eine blaue Seidendecke" ist kein Bild, kein Vergleich, keine Veranschaulichung; sie bildet auch keine Ähnlichkeiten ab. Indem ich die "Nacht" "eine blaue Seidendecke" nenne, rufe ich die Vielfalt meiner persönlichen Assoziationen auf, die mit Seide verbunden sind, wie Geheimnis, Glanz, Kostbarkeit, unendliche Tiefe, Erotik usw. Jeder, der diese Metapher zu verstehen sucht, bildet abhängig von seinem subjektiven Kontext aktiv einen neuen Sinnzusammenhang von Nacht. Die Nacht wird in einer bestimmten Perspektive vorgestellt oder erlebt. Sie wird gleichsam vom Standpunkt des Neuen wahrgenommen.

In einer Metapher wird ein Phänomen, ein Prozess oder ein Gegenstand in einer bestimmten Modalität nach dem Muster eines anderen strukturiert. Die Spannung zwischen diesen beiden Bereichen wird nicht aufgehoben, sondern produktiv gemacht. Die Metapher ist strikt **komplementär**, sie entfaltet Gegensätze, und zwar die Gegensätze von Kohärenz und Differenz, von Kognition und Emotion, von Bild und Begriff, von Subjekt und Objekt. Im Verstehen wie in der Produktion der Metapher sind wir aktiv mit der Entwicklung einer neuen Sinn-Dimension befasst, die gerade aus der Interaktion der gegensätzlichen Elemente hervorgeht.

Das Wesentliche der Metapher aber sehe ich darin, dass sie eine umfassend wirksame Perspektive auf die Wirklichkeit, auf einen Gegenstandsbereich organisiert und zwar so, dass sie nie in einer direkten Referenz aufgeht. Die Entwicklung und Organisierung dieser Perspektive ist primär eine Leistung des Subjekts, die nur über die Aktualisierung seiner Subjektivität zu Stande kommt.

Die Metapher ist ferner ein innovatives Prinzip für die Veränderung dieser Erfahrungen, für ihre Erweiterung, kurz für die Entstehung von Neuem. Die Grenzen eines gegebenen Erfahrungsbereiches können durch Metaphern verschoben, gesprengt werden. Ein standardisierter und automatisierter Bezug zur Realität kann so aufgelöst werden. Metaphern verändern nicht die Realität, machen sie aber veränderbar.

In der Kunst und in den Kunstwerken kommt m.E. das Metaphorische in einer ganz spezifischen Weise gleichsam zu sich selbst.

Ein Kunstwerk vermittelt Zusammenhang und Distanz zugleich. Ein Kunstwerk ist symbolisch und empirisch. Kunstwerke sind prinzipiell von der Wirklichkeit, auf die sie sich beziehen verschieden und sind zugleich umfassend wirksame Arten und Weisen, diese Wirklichkeit zu sehen. Kunstwerke stellen buchstäblich Sehweisen, etwas als etwas sehen, dar.

Kunstwerke haben also eine grundlegend metaphorische Struktur; der Ort des metaphorischen Ausdrucks liegt in der Darstellung, in den Darstellungsformen.

Kunstwerke präsentieren ihr Sujet und darüber hinaus zugleich die Art und Weise, in der dieses Sujet präsentiert wird, die Art der Darstellung. Kunstwerke repräsentieren etwas und zugleich repräsentieren sie, wie sie etwas repräsentieren (vgl. Arthur C. 1984).

Mit dieser Ausrichtung auf die Darstellungsweise sind Kunstwerke sind zunächst immer formal. Sie verlangen den Verzicht auf eine unmittelbare Reifizierung ihrer einzelnen Bestandteile. Kunstwerke sind keine Verdoppelung der Wirklichkeit. Das Wissen der Kunst ist gewissermaßen zunächst als Form gegeben. Man muss ein Kunstwerk als einen strukturellen, formalen Zusammenhang, als eine bestimmte Art und Weise einer Beziehung auf Wirklichkeit wahrnehmen und erst vermittelt über diese Seiten kann man etwas "für das tatsächliche Leben" daraus lernen oder ableiten.

Kunstwerke entwickeln somit eine Differenz, sie sind wichtige Mittel der Herausarbeitung einer expliziten Auffassung von Realität und eines bestimmten Typs von Subjektivität. Kunstwerke fangen an mit der Realität zu kontrastieren und in einer eigenartigen Weise außerhalb von ihr zu stehen. Einerseits sind sie ein realer Gegenstand dieser Welt, andererseits stehen sie in einem bestimmten Gegensatz und Unterschied zu ihr. Sie handeln immer von etwas und zugleich darüber, wie sie von etwas handeln.

Das Formale, die Art des Gegebenen, die Darstellung im Medium ermöglichen hier so etwas wie eine Perspektive auf die Wirklichkeit, einen Standpunkt zu wählen als das Entscheidende an einem produktiv fundiertem Denken. Ein A als ein B zu sehen heißt gerade nicht, in einer esoterischen Weise irgendwie "ganzheitlich" zu denken oder sich in Gefühl aufzulösen.

All das kann man auch kurz zusammen fassen: Kunstwerke sind Modelle eines Dialogs mit der Realität. In den Kunstwerken findet "Wahrheit" ihre mitteilbare Realität. "Wahrheit" ist hier nicht eine Eigenschaft von Propositionen, die über exakte, nachprüfbar Methoden und Verfahren gleichsam technisch entwickelt wird. Kunstwerke "belehren" uns, dass man Wahrheit nur dialogisch gewinnt und dass ein realistisches Verhalten als Grundlage von Wahrheit sich nur in sozialen Beziehungen gewinnen lässt.

Um nun zurückzukommen auf das Problem der Interdisziplinarität und das Modell der "Urteilkraft". Im praktischen wie theoretischem Umgang mit Kunst kann man so etwas lernen und entwickeln wie "sich in dialogischen Strukturen zu bewegen" oder "den Dialog als Interpretation und Darstellung von Praxis" zu beherrschen.

In der gesellschaftlichen "Anwendung von Wissen", konkret in der Lösung von Problemen einer gesellschaftlichen Praxis wird eine wirkliche Integration von unterschiedlichen und gegensätzlichen Wissensformen immer dringlicher. Interdisziplinarität stellt hier eine Perspektive dar, die sternförmig organisiert ist, eine Perspektive, welche die sachliche, psychologische, soziale, ethische und historische Di-

mension des Wissens bei der Lösung von Problemen einer gesellschaftlichen Praxis integriert. Praktiker sind die eigentlichen Spezialisten für Interdisziplinarität.

Das Potential von Kunst, genauer von Kunstwerken sehe ich darin, dass sie materialisierte Modelle von "Urteilkraft" darstellen, Modelle eines Dialogs mit der Realität, Modelle einer Synthese von Wissen über die Wirklichkeit, in der wir leben, darstellen, und zugleich Spiegel, in denen wir uns selbst anschauen.

Wie und in welchen Formen dieses Potential aufgeschlossen werden kann, ist für mich eine völlig offene Frage. Vermutlich kann diese Frage nur in einer engen Kooperation mit den Praktikern praktisch beantwortet werden.

### **Literatur**

Kant, Gertz, Rehberg: Über Theorie und Praxis. Mit einer Einleitung von D. Henrich. Frankfurt/M. (Suhrkamp Verlag) 1967.

Danto, Arthur: The Transfiguration of the Commonplace. A Philosophy of Art. Cambridge, Mass. 1981.

Fichtner, Bernd: Metaphor and Learning Activity. In: Multidisciplinary Newsletter for Activity Theory. 4 (1992) 2 - 8